

e-Journal Philosophie der Psychologie	ERKENNTNISTHEORIE ALS SUBJEKTIVITÄTSDEUTUNG Zum Verhältnis von Philosophie und Psychologie im 19. Jahrhundert von Klaus Sachs-Hombach (Magdeburg)
---	--

1. Einleitung

Das 18. Jahrhundert gilt als das philosophische Jahrhundert. Fast im Gegensatz hierzu wird das 19. Jahrhundert als das Jahrhundert der Wissenschaften bezeichnet. Dies meint nicht nur, daß die entscheidenden gesellschaftsbildenden Kräfte nun von den Wissenschaften ausgingen, sondern ebenfalls, daß die nach-idealistische Philosophie in eine Legitimationskrise geraten war, die sie nur lösen konnte, indem sie sich in ihrer neuen Funktionsbestimmung an den Wissenschaften orientierte. Da das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaften aber in der Regel als ein Konkurrenzverhältnis gesehen wurde, konnte dieser Prozeß nur als Identitätskrise der Philosophie bewertet werden. Gegenüber den Erfolgen der Wissenschaften mußte die Philosophie ihre traditionellen, oft metaphysischen Ansprüche aufgeben und eine Konzeption entwickeln, die in Übereinstimmung mit den wissenschaftlichen Ergebnissen war, ohne doch eine genuin philosophische Methode preiszugeben.

Diese Situation erfuhr durchaus sehr unterschiedliche Einschätzungen, die letztlich davon abhingen, welcher Wert der Wissenschaft zugeschrieben wurde. Und je nach dieser Wertschätzung unterschieden sich auch die Therapien, die man der Philosophie zudachte. Eine betont positive Einschätzung der Wissenschaften zog in der Regel die Empfehlung nach sich, Philosophie sollte selber Wissenschaft oder zumindest nichts anderes als Wissenschaftstheorie sein, ein Vorgang, den Schnädelbach mit Freud als Identifikation mit dem Angreifer bezeichnet hat. Hieraus entstand vor allem der Szientismus, der gewissermaßen eine Philosophie der Selbstaufhebung der Philosophie ist. Aber auch die verschiedenen Versuche, eine Einzelwissenschaft zur Grundlagenwissenschaft zu erheben, sei es im Psychologismus oder im Biologismus, verkörpern diese Einstellung.

Liegt dagegen eine betont negative Einschätzung der Wissenschaften vor, bot sich eine Konzeption der Philosophie als Kritik an, die sich auf bestimmte Formen instrumentell verengter Rationalität, auf einzelne Entfremdungsphänomene oder auch auf die Gesellschaft insgesamt bezog. Die Lebensphilosophie oder die Kritische Theorie sind konkrete Gestalten dieses Philosophietyps.

Hiermit sind die Extreme angesprochen, die in Reinform selten vorkommen. Eine moderatere Variante der ersten, der wissenschaftseuphorischen Position ist der Versuch, Philosophie als neue und als eigenständige Form der Wissenschaft zu begründen, nämlich als Geisteswissenschaft. Dies konnte natürlich nur in einem Bereich dauerhaft gelingen, in dem nicht zu befürchten war, daß er einen Zugang für naturwissenschaftliche (oft experimentelle) Verfahren bot. Hier lag es nahe, die Philosophie selbst zum Gegenstand zu nehmen und Philosophie als Philologie der Philosophiegeschichte aufzufassen, eine Strategie, die zumindest wirkungsgeschichtlich große Bedeutung erhielt.

Schließlich ergibt sich die Möglichkeit, bei moderater Ablehnung der Wissenschaften eine Form der Philosophie zu propagieren, die die Wissenschaften zwar anerkennt, die ihnen aber einen Problembereich gegenüberstellt, der ausschließlich durch philosophische Analyse zu bearbeiten sei. Diese als "Rehabilitierung der Philosophie" bezeichnete Strategie wurde wiederum in verschiedenen Gestalten verfolgt; als deren bekannteste kann aber sicherlich die Rehabilitierung der Philosophie als Erkenntnistheorie gelten, wie sie besonders im Neukantianismus verfolgt wurde.

Meine an der jeweiligen Einschätzung der Wissenschaft orientierte Typologie bietet ein sehr grobes, aber, wie ich denke, doch brauchbares Raster für die Darstellung der philosophischen Bemühungen

im 19. Jahrhundert.¹ Hier möchte ich nun vor allem die letzte Variante thematisieren. Allerdings wird sich für mein Thema, für das Verhältnis von Philosophie und Psychologie, zeigen, daß dies kaum gelingen kann, ohne die anderen Varianten gelegentlich mitzubedenken, denn das Programm einer erkenntnistheoretisch ausgerichteten Philosophie zeichnet sich zuweilen durch eine auffällige Unentschiedenheit zwischen Ablehnung und Integration der Wissenschaft und insbesondere der Psychologie aus.

Dies läßt sich an der Philosophie Diltheys demonstrieren, die eine eher integrative Spielart liefert. Hier liegt einerseits eine positive Wissenschaftsauffassung vor, die zumindest zeitweise eine sehr enge Anbindung der Philosophie an die Wissenschaft Psychologie empfiehlt, andererseits bleibt bei Dilthey ein wissenschaftskritischer Impuls insofern aber deutlich spürbar, als seine Philosophie auf einer kritische Begründungs- und Grundlegungsfunktion beharrt, die über die traditionelle erkenntnistheoretische Reflexion hinausgeht. Diltheys Position läßt sich also keiner der vorgestellten Strategien eindeutig zuordnen, sondern steht in merkwürdiger Weise zwischen den Lagern. Dies um so mehr, als er besonders in der Erkenntnistheorie ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis von Philosophie und Psychologie betont. Die historische wie systematische Verschränkung beider Disziplinen bringt er in seinen "Ideen über beschreibende und zergliedernde Psychologie" in überaus knapper und deshalb interpretationsbedürftiger Weise zu Ausdruck: "Erkenntnistheorie ist Psychologie in Bewegung." (1894, 151) Mein Aufsatz läßt sich als Interpretationsversuch dieses Dilthey-Satzes verstehen, indem er ihn durch die Geschichte des Verhältnisses von Philosophie und Psychologie im 19. Jahrhundert illustriert.

Ich werde mich im folgenden auf einige wichtige Stationen dieses Verhältnisses beschränken und dabei die erkenntnistheoretische Problematik besonders im Auge behalten. Sie dient mir als Gelenk für die beiden Disziplinen und eröffnet gleicherweise das Verständnis für den jeweiligen Philosophiebegriff und für die entsprechende Konzeption einer wissenschaftlichen Psychologie. Mit dem Ausdruck "Philosophische Psychologie" möchte ich in diesem Zusammenhang zunächst ganz unspezifisch den gesamten Komplex von Überlegungen benennen, in denen im 19. Jahrhundert eine Beziehung zwischen diesen verschiedenen Themen hergestellt wird. Die erste historische Station, die ich - um die Ausgangsthematik zu verdeutlichen - etwas ausführlicher vorstellen werde, ist Johann Friedrich Herbart, Kants Nachfolger in Königsberg. Über einige Zwischenstationen werde ich dann die Entwicklung hin zu Wilhelm Wundt skizzieren, der als Begründer der modernen Psychologie gilt.

2. Herbarts Philosophiebegriff und die Idee der Philosophischen Psychologie

Nach Herbarts allgemeinsten Charakterisierung ist Philosophie "Bearbeitung der Begriffe" (1813, 38). Dies macht verständlich, wieso Philosophie keinen besonderen Gegenstand besitzt, über den sie sich von den Wissenschaften abgrenzen könnte. Philosophie zeichnet sich vielmehr durch ihre eigentümliche Methode aus: Sie versucht, die sich oft dem Denken aufzwingenden Begriffe zu analysieren, mit denen wir die erfahrenen Gegenstände erfassen wollen; sie bewegt sich daher ausschließlich auf der methodologischen Ebene, auf der es um Stimmigkeit der Begriffe und Begriffssysteme geht. Sie trägt so zur Klärung, Begründung und Kritik bei, ist also auch bei Herbart durchaus schon ausdrücklich "ein kritisches Geschäft" (Herbart 1810, 64).

Herbart geht nun von Widersprüchen in den meisten wichtigen Grundbegriffen aus. Deshalb ist ein synthetisches Verfahren nötig, das die Begriffe berichtigt bzw. ergänzt, was in der Metaphysik

¹ Die folgende Typisierung ist an Schnädelbach (1983, 118 ff.) orientiert.

erfolgt und spekulativ ist. Zwar bedeutet dies nicht, daß Herbart von der Erfahrung absehen will: Ohne den Bezug zur Empirie bleibt Philosophie für ihn nutzlos. Ein Zusammenhang der Grundbegriffe lasse sich aber allein durch philosophische Reflexion herstellen. Deshalb müsse Wissenschaft immer auch philosophische Aspekte besitzen: "Philosophie", schreibt er, "liegt wirklich in allen Wissenschaften, wenn sie sind, was sie sein sollen." (Herbart 1813, 45)

Wenn Herbart auf diese Weise die Metaphysik rehabilitieren will, dann in einem ganz bestimmten Sinn, der nicht einfach mit einer unkritischen, vorkantischen Metaphysik zu identifizieren ist. "Die Metaphysik hat keine andre Bestimmung, als die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung ihr aufdrängt, denkbar zu machen." (Herbart 1813, 208) Da Herbart annimmt, daß alle unsere Grundbegriffe in diesem Sinn metaphysische Begriffe sind, behält die Metaphysik ihre zentrale Stellung als *prima philosophia*.

Das entscheidende Problem, das die Notwendigkeit eines philosophischen, bei Herbart "metaphysisch" genannten Ansatzes erforderlich macht, resultiert aus der erkenntnistheoretischen Grundrelation zwischen Subjekt und Objekt. Natürlich läßt sich auch das Erkennen zum Gegenstand der Wissenschaft, insbesondere der Psychologie, machen. Aber erstens bewegt sich die empirische Wissenschaft hier in einem Zirkel, indem sie einen bestimmten Begriff von Erkenntnis in den eigenen Bemühungen bereits voraussetzt; zweitens ist die Relation zwischen Subjekt und Objekt gar keine empirische Relation, sondern lediglich ein denknotwendiges Postulat, ein theoretischer Grenzbegriff gewissermaßen, denn Objekte lassen sich unabhängig von Subjekten nicht erfahren.

Dieses erkenntnistheoretische Zentralproblem erlebte im 19. Jahrhundert eine bemerkenswerte Spannung. Einerseits ist es sehr plausibel, das Erkenntnisproblem psychologisch anzugehen, denn schließlich sind hier kognitive Prozesse entscheidend. Erkenntnistheorie scheint unter nicht-idealistischen Voraussetzungen auf Psychologie nicht mehr verzichten zu können. Solange die "metaphysische Forschung nicht die psychologische neben sich sieht," schreibt Herbart, "verkennt sie ihre Gegenstände; sie hält für real, was bloßes Product des psychologischen Mechanismus ist." (Herbart 1828, 160) Andererseits droht die Aufhebung der Philosophie in Psychologie aber auf Grund der genannten beiden Gründe aporetisch zu werden. Herbart sieht diese Spannung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur erkenntnistheoretischen Rehabilitierung der Philosophie führt, bereits sehr deutlich, und er versucht sie zu lösen, indem er die Analyse der wissenschaftlichen Begriffe und Theorien zur eigentlichen und unverzichtbaren Aufgabe der Philosophie macht.

Herbarts Idee einer Erkenntniskritik ist hierbei zunächst psychologisch orientiert. Er will nicht die 'reinen' Leistungen des Subjekts ermitteln, denn diese sagen über die Wirklichkeit in ihrer Besonderheit und Dynamik nichts aus: Die Kategorien verkörpern "kein wirkliches Denken und Erkennen; dasjenige aber, was wir kritisieren wollten, um es besser zu leiten, war eben das wirkliche Erkennen" (1816, 432).² Allerdings sind hier bereits metaphysische Untersuchungen vorausgesetzt, die die wissenschaftlichen Erklärungen leiten. Es werden folglich "alle Theile der Philosophie von psychologischen Fragen begleitet" (Herbart 1813, 179), aber "die bevorstehenden metaphysischen Untersuchungen [dürfen] nicht mit Rückblicken auf den Ursprung unserer

² Herbart thematisiert in seiner Erkenntniskritik den faktischen Erkenntnisprozeß und fragt programmatisch: "Kann man das Erkenntnißvermögen kritisieren, wenn man den Proceß des Erkennens ganz und gar verkennt?" (1816, 427)

Vorstellungen ... verwechselt werden" (ebd.).³ Die Wissenschaft vom Geiste soll nach Herbart deshalb nur bedingt autonom verfahren, hinsichtlich der entscheidenden erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Begriffsklärungen bleibe sie auf Philosophie angewiesen. Mit dieser Verbindung von wissenschaftlichen und begriffsreflexiven Elementen hat Herbart eine neue Gestalt sowohl der Erkenntnistheorie als auch der wissenschaftstheoretischen Grundlegung der Psychologie geschaffen, die ich als Philosophische Psychologie bezeichnen möchte.

Daß hierbei ein enger Zusammenhang auch von Erkenntnistheorie und Subjektivitätsdeutung besteht, zeigt sich sehr deutlich in Herbarts Kantkritik. Als wesentlichen Fehler Kants verwirft Herbart die Annahme reiner Anschauungsformen, denn sie erkläre die Genese der konkreten Gestalten der Anschauung im empirischen Bewußtsein nicht. Der Transzendentalphilosoph kann nicht beantworten, "wodurch die heilsame Veränderung vor sich geht, die aus den bis dahin toten Formen des Anschauens und Denkens nunmehr lebendige macht" (1819, 60). Statt dessen soll bereits die Empfindung formale Eigenschaften des realen Gegenstandes darbieten. Die entscheidende Frage, wie sich das Subjektive aber vom Objektiven trennen läßt, wird dadurch kompliziert, daß Herbart ganz kantisch an der Annahme der Phänomenalität des Empfindens festhält.⁴ Eine Lösung ist dann nur möglich, wenn "auf keine Weise das Subject durch seine besondere Natur den Schein bestimme" (1829, 186). Nur dann gilt: "So viel Schein, soviel Hindeutung aufs Seyn." (1806, 187).

Herbarts metaphysischer Realismus ist folglich nur unter der Prämisse einer Deutung von Subjektivität als passiver Reizverarbeitung plausibel. Diese Deutung tritt in Gestalt eines spekulativen Systems auf, das Herbart aus seinen begrifflichen Analysen ableitet und das wesentlich auf die Grundannahme der Existenz einfacher Substanzen aufbaut, deren einziges 'Streben' die eigene Selbsterhaltung und Identitätssicherung ist. Auch das vorstellende Subjekt hängt von einer einfachen Substanz ab, einer Seele, der es aber, im Unterschied zu materiellen Substanzen, nicht möglich ist, die eigene Identität mittels Beharren zu sichern. Durch innere Reizbarkeit ist die Seele vielmehr gezwungen, eine Vielfalt von Vorstellungen zu erzeugen, die zu beherrschen nur auf einer höheren Ebene über die identitätsstiftende Einheit des empirische Selbstbewußtseins gelingen kann. Das Prinzip der Trägheit der Materie übertragend, versteht Herbart den Geist hierbei als eine Art mechanischer Reizverarbeitungsmaschine, wobei Subjektivität gewissermaßen nur das erzwungene Nebenprodukt ist, das beim Abbau der durch heterogene Reizeinflüsse verursachten Erregung entsteht.

3. Historische Entwicklungen I: Physikalistische Radikalisierung - Psychologie ohne Seele

Weder Herbarts Psychologiekonzeption noch seine konkrete Theorie des Geistes haben historisch Bestand gehabt.⁵ Die Bedeutsamkeit seines Entwurfs liegt in seiner Programmatik: in der Forderung, daß Psychologie eine exakte Wissenschaft sein solle, und in der Behauptung, daß sie

³ "Denn die, welche sich ihr [der Psychologie, A.d.V.] blindlings hingaben, meinten durch Psychologie für Metaphysik Ersatz zu finden und zu leisten, welches unmöglich ist; die Anderen aber geriethen in eine unkritische Metaphysik, welche falsch ist. Die ganze Reihe der Erfahrungs-Formen muß doppelt untersucht werden; metaphysisch und psychologisch. Beyde Untersuchungen müssen neben einander liegen, und so lange verglichen werden, bis einem Jeden ihre völlige Verschiedenheit so offenbar wird." (Herbart 1828, 159)

⁴ "Unser Empfinden ist das einzige ursprüngliche Geschehen, dessen wir inne werden." (1829, 104) Herbart faßt es als Schein auf und schreibt: " Realität des Gegebenen bezweifeln wir; das Seyende suchen wir; und unsre ganze Hoffnung, es zu finden, hängt dennoch am Gegebenen!" (1829, 52)

⁵ Vgl. hierzu Sachs-Hombach 1991 und 1993a.

dies - die Hilfe der Philosophie vorausgesetzt - auch sein könne. Diesen Anspruch und seine geschichtlich sich wandelnde Gestalt in Form der jeweiligen Theorie des Geistes werde ich nun an einigen Beispielen skizzieren, bevor ich mit meiner Wundt-Darstellung den komplexen Zusammenhang von Erkenntnistheorie, Philosophie und Psychologie, den ich - wie gesagt - Philosophische Psychologie nenne, erneut explizit thematisiere.

Herbart ging davon aus, daß Psychologie nur dann wissenschaftlich betrieben werden kann, wenn sich mathematische Gesetze formulieren lassen. Ihre Möglichkeit begründet er, indem er auf die quantitativen Bestimmungen des Psychischen, vor allem auf ihre Intensität und Dauer, hinweist.⁶ Die Vorstellungen selbst sind hierbei atomare Einheiten, deren Zusammensetzung Prozeß und Aufbau des Geistes bestimmt. Auf Grund dieser Übertragung aus dem Bereich physikalischer Theorien wurde in Herbarts mechanistischer Konzeption ein erster Versuch gesehen, das Programm eines 'Newton der Psychologie' zu verwirklichen: Da die Vorstellungen selbst keine intrinsischen Kräfte mehr besitzen, unterliegen sie einer Statik und Mechanik, die erlaubt, ihre 'Bewegungen' als Verdrängung, Verschmelzung oder Assoziation zu beschreiben.⁷

Eine methodologische Kritik dieser Annahmen findet sich bereits bei den Herbartschülern selbst. Sie erkennen an, daß zum einen die psychischen Elemente nicht kontrolliert untersucht werden können, zum anderen die gesamte mathematische Psychologie keine Messungen zur Verfügung hat. Sie bestreiten aber eine prinzipielle Unvereinbarkeit zwischen Messen und Empfinden. Trotz der Aufgabe zentraler Teile der Herbartschen Theorie wird daher an der Möglichkeit einer mechanistischen Bewußtseinstheorie festgehalten.

Die methodologischen Einwände erhalten aber eine neue Qualität mit dem Entstehen einer experimentellen Psychologie im Rahmen der Psychophysik. Bekannt geworden ist in diesem Zusammenhang das Programm einer 'Psychologie ohne Seele', das Albert Lange in seiner "Geschichte des Materialismus" entwickelt und mit einer vernichtenden Kritik der Introspektion verbunden hat. Nach Lange gibt es nur eine akzeptable wissenschaftliche Methode, die er im Bereich der Psychologie "somatische Methode" nennt: "Das Zusammenwirken sehr vieler und einzeln genommen außerordentlich schwacher Nervenimpulse", faßt er ihre wesentliche Prämisse zusammen, "muß uns den Schlüssel geben zum Verständnis des Denkens, und die *Form* dieses Zusammenwirkens ist das Charakteristische jeder einzelnen Funktion." (1866, 467) Für den "Mechanismus des Denkens" gelten daher "physische Bedingungen" (1866, 529).⁸

Obschon nach Lange sowohl die Herbartsche Psychologiekonzeption als auch seine Theorie des Geistes widerlegt sind, ließe sich daran festhalten, daß zumindest Herbarts Konzept der Philosophie tragfähig bleibt, selbst wenn die konkrete Gestalt seines Programms der Begriffsanalyse zu unhaltbaren metaphysischen Vorstellungen gelangt (etwa im Seelenbegriff). Genau dieses scheint mir der Fall zu sein. Allerdings verschärft eine materialistische Interpretation der Psychologie die

⁶ Vgl. seinen Aufsatz "Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf die Psychologie anzuwenden" (1822).

⁷ "Die Gesetzmäßigkeit im menschlichen Geiste", erklärt Herbart, "gleichet vollkommen der im Sternenhimmel." (1816, 373)

⁸ Als besonderen Grund der Schwierigkeit, das Psychische durch einen genuin psychischen Kausalzusammenhang zu erfassen, gibt Lange das "Gesetz der Relativität" an. Empfindungsstärken richten sich nach dem Gesamtzusammenhang des Mentalen, daher kann es, folgert Lange, keine psychischen Elemente geben, die konstant sind. Zudem spielen Wertzusammenhänge eine entscheidende Rolle. Es gibt, grundsätzlich gesehen, kein Gesetz der "Erhaltung des Bewußtseins" (1866, 497). Während Wundt genau diese Tatsache der Relativität und Werthaftigkeit zum Thema seiner Psychologie machen wird, liefert er bei Lange den Grund, um die gesamte Psychologie auf eine 'Mechanik der Atome' zurückzuführen.

Schwierigkeiten der Philosophie, die nun gezwungen wird, entweder ihr eigenes Selbstverständnis erneut in Frage zu stellen oder aber auf eine Neuorientierung der Psychologie zu dringen.

Das Spannungsverhältnis von Philosophie und Psychologie zeigt sich, wie gesagt, besonders innerhalb der Erkenntnistheorie, die bei Lange die schwierige Aufgabe erhält, zwischen Idealismus und Materialismus zu vermitteln. Nach Lange gilt nur eine physiologische Beschreibung des Geistes als wissenschaftlich, aber eine solche materialistisch orientierte Wissenschaft finde eine Grenze in der Frage, "wie aus stofflicher Bewegung eine bewußte Empfindung werden konnte" (1866 II, 532). Die irreduzible Differenz von Reiz und Empfindung zwingt Lange, auf den Begriff der Synthesis zurückzugreifen und so ein genuin subjektives Moment im Erkenntnisprozeß zu betonen: "Erfassen wir aber das Ganze als Einheit, so bringen wir in dem Akt der Synthesis unser eigenes Wesen in das Objekt hinein." (1866 II, 671) Mit dieser Hervorhebung einer besonderen Leistung des Geistes bringt Lange sogar ästhetische Kategorien ins Spiel, die mit seiner Umformung des Dinges an sich zum Ideal in Verbindung stehen: "Alle Zusammenfassung folgt ästhetischen Prinzipien, und jeder Schritt zum Ganzen ist ein Schritt zum Ideal" (ebd.). Dadurch drohen wissenschaftlicher Materialismus und erkenntnistheoretischer Idealismus aber beziehungslos auseinanderzufallen, eine für den frühen Neukantianismus typische Gefahr. Sie läßt das Bedürfnis nach einer Form der Psychologie entstehen, die in der Lage ist, das Subjektive als Subjektives zu erfassen.

Sehr interessant zur Veranschaulichung der Spannung von Idealismus und Materialismus im Problem szientifischer Selbstdeutung ist die Psychologiekonzeption, auf die sich Lange berufen hat: die Psychophysik Fechners. Fechner hatte über das Weber-Fechnersche Gesetz ein experimentelles Verfahren in der Psychologie ermöglicht, das eine Bestimmung des Psychischen von physikalischen Reizgrößen ausgehend ermöglichte. Dies Verfahren lieferte dem methodischen Materialismus das Paradigma, vor dem alle introspektiv gewonnenen Theorien als unwissenschaftlich erschienen. Fechner selbst vertrat allerdings keineswegs einen Materialismus, sondern einen Panpsychismus: Zwar sollten alle Erklärungen auf physikalische Größen bezogen sein, das Physikalische selbst aber hielt er für beseelt. Auf Grund seiner materialistisch orientierten Methodologie konnte er diese Deutung der Subjektivität jedoch nur im Rahmen einer mystische Weltanschauung vorbringen. Hier verband sich der fortgeschrittenste Stand psychologischer Rationalität mit der jeder Überprüfung sich entziehenden Irrationalität einer schwärmerischen Innensicht des Seelischen.

4. Historische Entwicklungen II: Romantische Einwände - Struktur und Geschichte

Fechners Mystizismus reaktivierte eine Herbartkritik, wie sie die Vertreter der Romantik bereits erhoben hatten. Die Romantik wollte zeigen, daß mechanistische Modelle prinzipiell unzulänglich bleiben, um den Geist in seinem besonderen Zusammenhang beschreiben zu können. Die mechanischen Prozesse erhalten im Gegenteil ihre Bedeutung erst durch eine besondere Form der Einheit, die paradigmatisch der sich entwickelnde Organismus verkörpere, so daß die Biologie, nicht die Physik, zum Vorbild für die romantische Psychologie wurde. In seinem Hauptwerk "Psyche" (1846) hat Carl Gustav Carus sie repräsentativ als entwicklungsgeschichtliche Strukturanalyse des Geistes vorgestellt.⁹

Es ist hier nicht entscheidend, daß die Romantik ihre Auffassungen von einem aristotelischen Seelenbegriff herleitet, denn auch Herbart hatte auf den Seelenbegriff nicht verzichtet. Wichtig ist, daß der Psychologie die Aufgabe zugesprochen wurde, die phänomenale Wirklichkeit des Geistes zu

⁹ C. G. Carus vertritt an Schelling orientierte Psychologiekonzeption. Einen Überblick über weitere Psychologiekonzeptionen, die sich im Umkreis der Romantiker herausgebildet haben, liefert Röttgers 1991.

erfassen. Gegen die Versuche der Mechanisierung und Naturalisierung des Geistes beharrte die Romantik darauf, daß solches Verstehen immer nur über das Medium der Geschichte möglich sei: "Anstatt mit Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten geistigen Organismus (...) zu beginnen", fordert Carus, "den Anfang wirklich am Anfang zu machen, zuerst die ersten dunklen, dumpfen, unbestimmten Regungen der Geisterwelt in unserem Inneren aufzusuchen." (1831, 24) Es geht also um die Aufarbeitung oft unbewußter Determinanten. Die Seele ist nicht durch ein mechanistisches Prinzip bestimmt, sondern sinn- und zweckhaft organisiert und eingebunden in die jeweilige Lebensgeschichte. Besonders hervorgehoben als Fundament des Bewußtseins wird hierbei das Gefühl.

Die Romantik konnte für die Psychologie jedoch keine überzeugende wissenschaftliche Konzeption zur Verfügung stellen. Sie bereitete gegen methodenmonistische Ansprüche allerdings das Entstehen einer eigenständigen, geisteswissenschaftlich-hermeneutisch ausgerichteten Tradition vor. Während ihre psychologischen Modelle daher bald in Vergessenheit gerieten, blieben ihre bevorzugten Begriffe, Geschichte und Struktur, im 19. Jahrhundert wirksam und gewannen zunehmend Einfluß auf die Geistes- und Sozialwissenschaften.

Daß die romantische Konzeption auf einer sehr euphorischen Deutung von Subjektivität beruht, ist immer wieder herausgestellt worden und bedarf nur kurzer Erwähnung. Bei Carus wird das Geistige als aktiver Prozeß gedeutet, der auf Perfektibilität und Selbststeigerung abzielt. Die auf Anschauung beharrende Aufhellung des in organische Zusammenhänge eingebundenen Lebensvollzuges soll primär der Selbstverständigung dienen. In ihrer lebensphilosophischen Transformation bei Schopenhauer und Nietzsche wurden dabei als Bedingungen der Subjektivität fundamentale Lebensinteressen angenommen, die sich unmittelbarer Transparenz entziehen und ein besonderes methodisches Verfahren fordern, das den Titel "Verstehen" erhalten hat. Der romantische wie der lebensphilosophische Zweifel an mechanistischen Modellen verdankte sich der Intuition, daß wesentlich emotional-voluntative Qualitäten und eigentümlich analogische Wissensformen das Subjektive des Geistes ausmachen. Hieraus ergab sich eine Opposition von Maschinentheorie und Organismustheorie, die mißlicher Weise dazu führte, in den Begriffen Erklären bzw. Konstruieren und Beschreiben bzw. Verstehen einen Gegensatz zu sehen.

5. Synthese bei Wundt: Physiologische Psychologie und Deutung

Die Wundtsche Psychologie lieferte einen Wendepunkt in der Geschichte der Psychologie. In ihrem Bemühen um Integration der verschiedenen bewußtseinstheoretischen Traditionen hält sie am Elementarismus fest (allerdings durchaus kritisch gegenüber Herbart) und bezieht zudem physiologische Untersuchungen sowie experimentelle Methoden ein, beharrt aber (im Einklang mit romantischen Vorstellungen) darauf, daß die Psychologie als Psychologie der unmittelbaren Erfahrung das spezifisch Subjektive zum Gegenstand nehmen muß. Alle mentalen Prozesse haben zwar physiologische Korrelate, ihre Besonderheit liege aber in dem Zeichencharakter, dessen kontextgebundene Qualität nur introspektiv erfahrbar sei. Die Introspektion richte sich daher auf die Empfindung, auf die "rein subjective Form, in der unser Bewusstsein auf bestimmte Nervenprocesse reagiert" (1874, 353). Sie befrage "den Zusammenhang der Erfahrungsinhalte, wie er dem Subject wirklich gegeben ist" (1896, 6). Folglich sind die psychologischen Tatsachen "Ereignisse, nicht Gegenstände" (1896, 17); sie liegen "in den Erlebnissen des Subjects selbst" (ebd.), und ihr Verständnis erfordert - modern gesprochen - knowledge by acquaintance, nicht nur knowledge by description.

Die veränderte Konzeption der Psychologie Wundts läßt sich an seiner psychologischen Deutung des Weber-Fechnerschen Gesetzes verdeutlichen, dem zufolge die Intensität der Empfindung dem Logarithmus des Reizes entspricht. Wundt bestätigt dies Gesetz, wirft Fechner aber vor, "die Frage nach seiner Bedeutung ganz unerörtert gelassen" (1874, 423) zu haben. Diese lege aber nahe, "dasselbe ein allgemeines Gesetz der Beziehung [zu] nennen" (1874, 421). Seine Grundlage sieht Wundt in einem 'Akt der Vergleichen': Es "drückt aus, dass unsere Empfindung kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äusseren Eindrücke gibt" (ebd.). Die Relevanz des Weber-Fechnerschen Gesetzes liegt also - der psychologischen Deutung Wundts zufolge - in dem Aufweis der Kontextualität als wesentlicher Eigenschaft des Psychischen. Intensität und Qualität der Empfindungen sind, anders gesagt, immer nur im Rahmen ihrer umgebungsabhängigen Auffassung, ihrer Apperzeption, gegeben. Zudem faßt Wundt diesen Apperzeptionsprozeß anders als Herbart nicht mechanistisch, sondern voluntaristisch, d.h. interessegeleitet auf.

An diesem Ergebnis sind zwei Aspekte wichtig: Zum ersten eröffnete Wundt der modernen Psychologie durch seine Interpretation des Weber-Fechnerschen Gesetzes überhaupt erst den Bereich des Psychischen mit seinen eigentümlichen Formen des Vergleichens und Bewertens, den Herbart noch als Bereich mechanischer Prozesse beschreiben und den Lange - maßgeblich auf Grund des Scheiterns des Herbartischen Entwurfes - für wissenschaftlich unzugänglich erklärt hatte. Damit konnte eine wissenschaftliche Psychologie entstehen, die zwar experimentell orientiert war, sich aber deutlich von Physiologie unterschied.

Zum zweiten folgt Wundt hier einem besonderen Verfahren, das ganz explizit auf Deutung beruht. Gegenüber der rationalen Psychologie tritt Wundts Deutung jedoch nicht mehr als metaphysische Spekulation über den Seelenbegriff, sondern als Interpretation eines wissenschaftlichen Gesetzes auf. Daß sich dieses Gesetz der experimentellen Forschung verdankte, ändert nichts daran, daß seine Deutung eine bestimmte Auffassung von Subjektivität geltend machte. Im Unterschied zur spekulativen Begriffsanalyse wird der philosophischen Reflexion lediglich die Orientierung an den wissenschaftlichen Theorien auferlegt. Wie die ganz unterschiedlichen Konzeptionen der Psychologie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zeigen, schließt dies einen großen Deutungsspielraum nicht aus. Die für diese Zeit diagnostizierte 'Krise der Psychologie' kann vielmehr als Ausdruck eines Prinzipienstreites gelten, in dem sich konkurrierende Subjektivitätsdeutungen gegenüberstehen.

Seine Theorie des Geistes - und die entsprechende Psychologiekonzeption - hat Wundt mit erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Reflexionen verbunden, die er als die eigentliche Aufgabe der Philosophie betrachtet. Die "philosophische Erkenntnistheorie" (1876, 21) soll die Unterscheidung von objektiven und subjektiven Faktoren der Erkenntnis klären, was sie aber nicht könne, ohne sich auf die Ergebnisse der Psychologie zu beziehen. Bei der Bestimmung des Verhältnisses von Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie will Wundt die Extreme des Psychologismus und des Logizismus vermeiden. Die Logik soll anti-psychologistisch und die Psychologie anti-logizistisch sein. Die Eigenständigkeit der Logik ergibt sich daraus, daß nur sie normative Sätze aufstellen kann, während die Psychologie ausschließlich "mit dem tatsächlichen Verhalten der Bewußtseinsinhalte ohne Rücksicht auf ihren Erkenntniswert" (1910, 622) befaßt ist. Logik und Psychologie vermittelt die erkenntnistheoretische Begründung der Logik: "wie logische Gewißheit entstehen und woran sie erkannt werden könne, hat ... die Erkenntnistheorie zu entscheiden, nicht die Psychologie" (1910, 535).

Seinen Versuch, die Logik und die Psychologie durch erkenntnistheoretische Reflexionen zu vermitteln, illustriert Wundt am Begriff der Evidenz, den er zum Fundamentalbegriff der

Erkenntnistheorie erhebt. Das Erlebnis der Evidenz beruht nach Wundt auf Anschauung und ist daher in seiner Entstehung psychologisch beschreibbar; diese Beschreibung bleibt aber unzureichend, weil sie die geforderte Objektivität der Evidenz als Gewißheitskriterium verfehlt. Um zu einem evidenten Urteil zu gelangen, genügt "nicht die Anschauung, sondern es muß das von Wundt in seiner Psychologie als wesentlich hervorgehobene vergleichende und beziehende Denken hinzukommen, das aus dem Angeschauten das herauslöst, was als evident festgehalten werden soll" (1910, 626).¹⁰ Die logische Evidenz findet sich hierbei "weder in dem Material, mit dem das Denken arbeitet, noch in den besonderen Verbindungsformen, die es wählt" (1880, 77), sondern erst im "idealen Gehalt" (1910, 627), der in einem aktiven psychischen Prozeß mit Hilfe der logischen Grundgesetze von der anschaulichen Wirklichkeit abstrahiert wird. Wie genau es den Menschen nun gelingt, von kontingenten Erfahrungen zu idealisierten Gehalten zu gelangen, soll die Erkenntnistheorie erfassen, indem sie - im Sinne einer induktiven Logik - den notwendigen Anteil des Logischen im psychischen Erkenntnisprozeß herausstellt. Sie vermittelt also Logik und Psychologie, indem sie den Erkenntnisprozeß als Zusammenspiel von logischen Konstanten und mentalen Gesetzmäßigkeiten beschreibt, z. B. als "Verdichtung" oder als "Verschiebung" (1880, 40). Alle Erkenntnisprozesse setzen nach Wundt deshalb die logischen Gesetze voraus, mit diesen allein könne der Aufbau einer sinnhaften Wirklichkeit aber nicht erschöpfend beschrieben werden.

6. Schluß

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Begriff der philosophischen Psychologie, wie er sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hat, die sehr komplexen gegenseitigen Bedingungsverhältnisse von Psychologie, Philosophie des Geistes und Erkenntnis- bzw. Wissenschaftstheorie bezeichnet. Insofern die Psychologisierung der Erkenntnistheorie eine Grenze in der jeweiligen Subjektivitätsdeutung findet, verbindet dieser Begriff gleicherweise eine Bezugnahme auf und eine Abgrenzung von psychologischen Theorien.

Was philosophische Psychologie ausmacht, läßt sich etwas systematischer vielleicht durch die folgenden fünf Thesen charakterisieren:

Erstens sollten die erkenntnistheoretischen Probleme als genuin philosophische Probleme erachtet werden. Zweitens sollte sich auch eine Philosophie, die ihre wesentliche Aufgabe in der Begriffsklärung sieht, um eine psychologisch ausgerichtete Erkenntnistheorie bemühen. Drittens schließt dies ein, daß sie überhaupt erst einmal eine für diese Zwecke brauchbare Psychologiekonzeption entwirft bzw. begründet. Begriffsanalyse und psychologisch orientierte Erkenntnistheorie lassen sich also nur vereinbaren, wenn auch der Sinn von "psychologisch" sich dem begriffsanalytischen Verfahren nicht verschließt. Viertens ist es unvermeidbar, daß in die Klärung und Explikation der psychologischen Grundbegriffe und der entsprechenden Psychologiekonzeption eine Subjektivitätsdeutung einfließt. Als weltoffenes Wesen ist der Mensch ganz wesentlich auch durch die Interpretation seiner selbst bestimmt. Fünftens sollte deshalb immer derjenigen Subjektivitätsdeutung der Vorzug gegeben werden, in der sich die Möglichkeit des eigenen philosophischen Ansatzes kohärent denken läßt.

¹⁰ Zur Evidenz gehört die Spontaneität und Allgemeinheit des Verstandes, weil die Anschauungen selbst nie identisch sind. Um Gleiches und Unterschiedenes als solches zu erkennen, muß das Subjekt Identisches aus den nur ähnlichen Anschauungen der Erfahrungswirklichkeit herauslösen. "In diesen Handlungen des Denkens wirkt daher die begriffliche Abstraktion mit den Denkgesetzen zusammen, um evidente Sätze zu erzeugen. So sind die Denkgesetze gleichzeitig die Quellen der Evidenz und ihre ursprünglichsten Formen." (1910, 626)

Diese im 19. Jahrhundert entstandene Position der philosophischen Psychologie möchte ich mit einem moderneren Argument unterstützen. Hierzu gehe ich davon aus, daß Begriffsklärung nicht durch Verweis auf Fakten zu erledigen ist. Die Beantwortung der Frage, welche Merkmale wir in einen Begriff aufnehmen bzw. von ihm ausschließen sollten, erfordert eine eigentümliche Begründungsleistung. Stehen aber die traditionellen Formen voraussetzungsloser Begründung nicht mehr zur Verfügung, dann müssen hier notwendig normative Vorgaben wirksam werden, deren Plausibilität ab einem bestimmten Punkt einfach gesetzt wird. Diese "vorrationalen Urentscheidungen", wie Stegmüller sie nennt, sind im gewissen Sinn Glaubenssätze, die immer nur relativ zu einem vorgegebenen Selbstverständnis plausibel sind. Wenn wir also an dem Konzept der Philosophie als Begriffsklärung festhalten wollen, dann schließt dies die Klärung des eigenen Selbstverständnisses ein, und damit zusammenhängend sicherlich auch dessen, was wir unter einem 'guten Leben' zu verstehen haben. Wollen wir nicht annehmen, daß dies ganz ohne empirischen Bezug auf uns gelingen kann, dann sollte eine wichtige Aufgabe der Philosophie darin bestehen, die Systematik dieses Zugangs zu klären, was nichts anderes ist, als eine entsprechende Psychologiekonzeption zu entwickeln und vor allem zu begründen. Philosophie wäre dann wesentlich auch philosophische Psychologie.

Das menschliche Selbstverständnis ist nun allerdings keine vorgegebene und ebensowenig eine konstante Größe. Wie die Untersuchung der einzelnen Psychologiekonzeptionen von Herbart bis Wundt zeigt, haben sich im 19. Jahrhundert sowohl seine inhaltliche Füllung als auch die methodologische Bestimmung des Verhältnisses von psychologischer Empirie und philosophischer Erkenntniskritik gewandelt. Genau hierauf weist Diltheys Satz "Erkenntnistheorie ist Psychologie in Bewegung" hin: Erkenntnistheorie ist, ließe er sich umformulieren, nur erfolgreich, wenn sie sich an der Psychologie orientiert, aber Psychologie kann eine Hilfe erst bieten, wenn sie sich - historisch sensibel - von philosophisch zu reflektierenden normativen Vorgabe leiten läßt.

Literatur:

Carus, Carl Gustav,

1846 Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele, Pforzheim.

1831 Vorlesungen über die Psychologie, neu hg. von F. Arnold, Darmstadt 1958.

Dilthey, Wilhelm,

1894 Ideen über beschreibende und zergliedernde Psychologie, in: Gesammelte Schriften, Bd. 5, Leipzig 1924, 139-240.

Fellmann, Ferdinand (Hg.),

1996 Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. Positivismus, Linkshegelianismus, Existenzphilosophie, Neukantianismus, Lebensphilosophie, Reinbek bei Hamburg.

Fellmann, Ferdinand,

1991 Symbolischer Pragmatismus. Hermeneutik nach Dilthey, Reinbek bei Hamburg.

Herbart, Johann Friedrich,

1807 Entwurf zu Vorlesungen über die Einleitung in die Philosophie, in: Sämtliche Werke in 19 Bänden, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. II, 297-328.

1810 Rede, gehalten an Kants Geburtstag, den 22. April 1810, in: Sämtliche Werke in 19 Bänden, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. III, 60-71.

1813 Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, in: Sämtliche Werke in 19 Bänden, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. IV, 1-294.

1816 Lehrbuch der Psychologie, in: Sämtliche Werke in 19 Bänden, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. IV, 294-436.

- 1822 Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf Philosophie anzuwenden, in: Sämtliche Werke, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. V, 91-122.
- 1824 Psychologie als Wissenschaft. Neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Erster Theil, in: Sämtliche Werke, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. V, 177-402.
- 1828 Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Erster historisch-kritischer Theil, in: Sämtliche Werke, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. VII, 1-346.
- 1829 Allgemeine Metaphysik nebst den Anfaengen der philosophischen Naturlehre. Zweiter systematischer Theil, Sämtliche Werke, hg. von Karl Kehrbach, Langensalza 1887-1912, Bd. VIII, 1-388.
- Lange, Friedrich Albert,
- 1866 Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, 2. Bd., hg. von D. U. Ellissen, Leipzig 1905.
- Orth, Ernst Wolfgang,
- 1984 Dilthey und der Wandel des Philosophiebegriffs seit dem 19. Jahrhundert, Freiburg/München.
- Röttgers, Kurt,
- 1991 Romantische Psychologie, in: Psychologie und Geschichte, Bd. 3, Heidelberg, 24-64.
- Sachs-Hombach, Klaus,
- 1991 Blick auf die Geschichte der Bewußtseinstheorie - Zum Verhältnis von Philosophie und Psychologie im Lichte der Subjektivitätsproblematik, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der TU Magdeburg 35, Heft 6, 62-66.
- 1993 Philosophische Psychologie im 19. Jahrhundert. Ihre Entstehung und Problemgeschichte, Freiburg/München.
- 1993a Der Geist als Maschine - Herbarts Grundlegung der naturwissenschaftlichen Psychologie, in: Das sichtbare Denken. Modelle und Modellhaftigkeit in der Philosophie und den Wissenschaften (Philosophie und Repräsentation, 2. Band), hg. und eingeleitet von Jörg F. Maas, Amsterdam/Atlanta, GA: Rodopi, 91-111.
- Schnädelbach, Herbert,
- 1983 Philosophie in Deutschland 1831-1933, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Stegmüller, Wolfgang,
- 1969 Metaphysik, Skepsis, Wissenschaft, 2. verbesserte Aufl., Berlin/Heidelberg/New York.
- Wundt, Wilhelm,
- 1874 Grundzüge der physiologischen Psychologie, Leipzig.
- 1876 Über den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften. Akademische Antrittsvorlesung, gehalten zu Leipzig am 20. Nov. 1875, Leipzig.
- 1880 Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung, Bd. 1: Allgemeine Logik und Erkenntnistheorie, Stuttgart 1906.
- 1885 Essays, Leipzig 1906.
- 1896 Grundriss der Psychologie, Leipzig 1902.
- 1910 Psychologismus und Logizismus, in: Kleine Schriften Bd. 1, Leipzig, 511-634.